

Georg Büchner : Festrede zur Büchnerfeier im Schauspielhaus Zürich

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daß die jungen Staaten der nord-südlichen Achse sich auf die Dauer ihren Entwicklungsraum versperren lassen werden.

Die Zukunft Europas kann deshalb anders als düster nicht wohl bezeichnet werden. Zweifelsohne sind heute die finanziell und wirtschaftlich schwächeren Staaten Deutschland und Italien trotz eines relativen Vorsprungs ihrer Aufrüstung im Nachteil. Das seit einigen Wochen beobachtete stetige Ansteigen der Preise auf den Warenmärkten, insbesondere aber die starke Preiserhöhung der für die Rüstung notwendigen Rohstoffe können diese Staaten gegebenenfalls in eine heikle Lage bringen. Wie dem auch sei: die Gefahr eines europäischen Brandes ist groß. Die Größe dieser Gefahr allein aber hat bestimmend zu sein für die Politik, die die Schweiz nach außen zu treiben gedenkt.

Es ist unter diesen Umständen keine andere Lösung möglich, als daß wir uns im Rahmen des Völkerbundes auf unsere unbedingte Neutralität zurückziehen, auf eine Neutralität, die auch die Teilnahme an wirtschaftlichen Sanktionen völlig ausschließt und uns dadurch absolut fernhalten von allem, was irgendwie als Parteinahme für die eine oder andere Mächtegruppe aussehen könnte. Und es scheint uns endlich, daß diese absolute staatliche Zurückhaltung nicht nur sei ein Erfordernis schweizerischer Lebensexistenz, sondern eine Mahnung auch an den einzelnen Bürger, seinerseits fremden Ideologien die Türe zu weisen.

Georg Büchner.

(Festrede zur Büchnerfeier im Schauspielhaus Zürich.)

Von Emil Staiger.

Wir haben uns versammelt, um des großen Dichters zu gedenken, der vor hundert Jahren in Zürich nach einem jäh aufflackernden Leben einen Winter der Ruhe und dann die ewige Ruhe gefunden hat.

Georg Büchner kam im Oktober 1836 nach Zürich. Mit einer Schrift „Sur le système nerveux du barbeau“ erwarb er sich die Doktorwürde der philosophischen Fakultät und mit einer Probevorlesung „über Schädelnerven“ die *venia legendi* für vergleichende Anatomie. Doch auf den Zügen des jungen Dozenten, dessen Vortrag von Ofen und Schinz mit größter Achtung angehört wurde, lag nicht die Stille der Wissenschaft. Er hatte schon anderes getan, als Fische und Amphibien präpariert. Ein Steckbrief aus Darmstadt bezichtigte ihn staatsverräterischer Handlungen und ersuchte die Behörden im In- und Ausland, ihn wohlbehalten an das Großhessische Hofgericht abzuliefern. Vor der politischen Inquisition war Büchner zunächst nach Straßburg geflohen, und um sich „Geld zu machen“, wie er sagte, hatte er kurz vor der Flucht das Trauerspiel „Dantons Tod“

geschrieben. In Straßburg war er mit Philosophie und Naturwissenschaften beschäftigt gewesen und hatte zwei Dramen von Victor Hugo ins Deutsche übersetzt. Mit dem Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeit, mit einem Novellenfragment „Lenz“ und dem Lustspiel „Leonce und Lena“ erschien er in Zürich. Er las nicht ganz ein Semester vergleichende Anatomie. Er schrieb den „Wohzef“; und ehe er ihn vollenden konnte, starb er am Typhus, am 19. Februar 1837, dreiundzwanzig einhalb Jahre alt.

Damit sind die Daten dieses kurzen Lebens schon aufgezählt. Mit den Briefen zusammen füllt sein Werk nur ein sehr schmales Bändchen. Dennoch, wenn wir seiner gedenken, so graben wir keinen Vergessenen aus, keinen, den nur die Literaturgeschichte in ihren Archiven verwahrt. Sondern es ist die Rede von einem Geist, der immer mächtig war und immer mächtig bleiben wird, dessen oft bezaubernder und oft erschreckender Gewalt keiner sich entziehen kann, der ein Ohr für die Sprache des Dichters hat. Gute Aufführungen von „Dantons Tod“ sind ein unvergeßlicher Eindruck. Unter den schönsten Erzählungen deutscher Zunge, die Hofmannsthal gesammelt, finden wir auch Büchners „Lenz“. Zu „Leonce und Lena“ hat ein Zürcher, Hans Felmoli, eine höchst geistvolle Musik gesetzt. Und gewiß ist mancher unter Ihnen, der sich der kongenialen Oper „Wohzef“ von Alban Berg mit jener schauernden Bewunderung entsinnt, die diesem dämonischen Werk gebührt.

Welche Kraft in Büchners Geist vermag uns so zu bannen, daß er uns heute unvergleichbar scheint mit seinen ehemals so viel berühmteren Zeitgenossen, turmhoch über Gutzkow, der sich seiner angenommen hat, über Freiligrath, Herwegh, Anastasius Grün, deren politische Ansicht er teilt, dichterischer aber auch als Hebbel und Otto Ludwig, die wie er 1813 geboren, doch freilich erst einige Jahre nach seinem Tod an die Öffentlichkeit getreten sind?

Wenn wir Büchners Werke lesen oder in seinen Briefen blättern, dann spüren wir immer wieder eins: Dieser Mensch, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist, hat sich freigemacht von jeder Illusion. Schon der Achtzehnjährige, der in Straßburg den polnischen Freiheitshelden Ramorino feiern hilft, schließt den Bericht an seine Familie:

„Darauf erscheint Ramorino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat ... und die Komödie ist fertig.“

Diese knappe Schärfe, diese unerbittliche Nüchternheit ist so erstaunlich inmitten einer Zeit, die so viel Redens machte und sich so gern und leicht betrog. Wer hätte damals nicht versucht, die Einsicht zu verleugnen, daß die ungeheuerste Hoffnung, welche die neuere Menschheit je gehegt, schmählich zusammengebrochen sei? Die Tage sind nicht allzu fern, da Kant vom ewigen Frieden sprach, da Schiller nach der Freiheit schrie, da Hölderlin eine Erneuerung antiker Schönheit nahe sah, da rings ein prophetisches Rufen nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde über Deutschland erscholl. Unterdessen war die Freiheit der französischen Re-

volution im Schrecken der Guillotine erstarrt, war das blendende Gestirn Napoleons auf- und untergegangen, das Feuer der Freiheitskriege verbräucht.

Nun senkte sich die Ahnung einer grenzenlosen Leere herab. Gerade die Dreißiger Jahre bieten den Anblick einer tiefen Ohnmacht. In Goethe und Hegel sind die größten Hüter der alten Zeit dahin. Hölderlin lebt in der Nacht des Wahnsinns. Undurchdringliche Einsamkeit umgibt die wenigen, die sich aus der Reflexzeit des deutschen Geistes besonnen und wach erhalten haben. Der letzte König von Orplid, der nicht sterben kann, obwohl sein Reich längst untergegangen ist: in diesem Mythos, den der junge müde Mörke geschaffen, meinen wir das Schicksal eines der Hoffnung beraubten Geschlechts zu erkennen. Die neueren Dichter verzichteten darauf, den lebendig-gemeinsamen Geist zu beschwören. Sie wenden sich der Stille zu, einer umhögten, gebrechlichen Welt, oder gehn in Gesichten und magischen Träumen alter Zeiten zugrund. Wo aber noch ein Wille ist, mit dichterischem Wort die Welt zu bewegen, da schränkt sich die hochgesinnte Erwartung, das kühne Planen der Väter auf den Kreis der nächsten Bedürfnisse ein. Die Freiheit zu menschlicher Größe, die einst der junge Goethe gefordert hat, entartet zum Anspruch, mitzureden bei allen Geschäften der Öffentlichkeit. Die Liebe Hölderlins, welche die Menschen in heiliger Freude zu einen versucht, verkehrt sich zu einem erbitterten Kampf gegen Unterschiede von Rang und Gut. Noch immer aber wähnen sich diese Dichter Erben der großen Zeit und brauchen in ihren Versen die Worte, deren Hoheit ihnen fremd ist. Und die ein tieferes Wissen um die Leere und Sde in sich tragen, brüsten sich doch mit ihrer Qual und leben vom Stolz auf ihr düstres Geschick. So hat Lenau seinen Weltschmerz leidenschaftlich ausgekostet und Schopenhauer seinen Pessimismus festlich illuminiert.

Von alle dem ist bei Büchner nichts. Büchner hat sich nie in romantische Träume der Nacht und der Ferne versenkt, nie sich an einem falschen Glanz von Größe und Kraft berauscht wie Grabbe, Grabbe, der den Ossia auf den Pelion türmte und Gestalten von riesigem Ausmaß über die Bühne wandeln ließ, Napoleon, Hannibal, Don Juan und Faust, vor denen die klassischen Menschen Goethes und Schillers als Zwerg erscheinen sollten.

„Der Heroismus fuselt abscheulich und bekommt das Lazarettfieber und kann ohne Leutnants und Rekruten nicht bestehen. Pack dich mit deiner Alexander- und Napoleonsromantik!“

So lesen wir in „Leonce und Lena“.

Büchner hat auch nie im Stillen sich zum Trost eine zarte, in ihr selber selige Schönheit gehegt. Er steht sehr wach in seiner Welt und nimmt an ihren Geschehnissen teil. Doch seine politische Tätigkeit ist frei von allem Dünkel der Zeit. Er weiß, worum es eigentlich geht trotz allem Gerede. Er schreibt an Gutzkow:

„Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.“

Aber er ist auch weit entfernt von der ahnungslosen Behaglichkeit seines Bruders Ludwig Büchner, der in „Kraft und Stoff“ das Geheimnis des Daseins ergründet zu haben glaubte und die Pein des enttäuschten Geschlechts einfach und rasch zu beheben versprach. Vielmehr hat Georg Büchner sich in streng verschwiegener Verzweiflung um eine Lösung des Rätsels bemüht. Doch ebenso wenig wie er der jungen Naturwissenschaft zu vertrauen vermochte, vertraute er noch der Philosophie. An seinen Bruder Wilhelm schreibt er:

„Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt und werde in kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst überflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten.

Er hat dann Naturwissenschaft gelesen. Doch darüber steht in „Leonce und Lena“:

„Wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen! Ich werde es doch noch zu einer fürstlichen Liebhaberei bringen.“

So ist hier nichts mehr wesentlich. Alles geschieht nur noch am Rand, weil doch etwas getan sein muß. Doch alles könnte auch anders sein. Es wäre nicht besser und nicht schlechter. Und dieser Mensch, den nichts bezaubert, weil er zu klug und zu wachsam ist, nichts begeistert, weil er die Dinge mit allzu scharfen Augen erblickt, der um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen jeden Trost verschmäht, dieser Mensch verschmäht es auch, sich selber noch in dem düstern Glanz von Chaos und Untergang zu sehen und sein tragisches Leiden an allem, was ist, als schwarzen Mantel umzuwerfen —, sondern in männlichster Nüchternheit, unbeirrt und geradezu setzt er sich der Erkenntnis aus, der seine Zeit mit so viel Listen und Künsten auszuweichen wußte: Daß alles im Grunde ohne Sinn sei.

So aber erscheint uns Georg Büchner als der erste, dessen Geist von jenem bösen Hauch berührt war, den erst fünfzig Jahre später wieder Nießsches Organe spürten, vom europäischen Nihilismus.

„Was bedeutet Nihilismus?“ fragt Nießsche und gibt die Antwort: „Daß die obersten Werte sich entwerten. Es fehlt das Ziel. Es fehlt das Wozu?“

Schon dem zwanzigjährigen Büchner hat das Ziel, das Wozu gefehlt, ein Ziel seines eigenen Daseins und ein Ziel, ein Wozu der ganzen Welt. Danton und Philippeau sprechen im Kerker:

„Philippeau: Was willst du denn?

Danton: Ruhe.

Philippeau: Die ist in Gott.

D a n t o n: Im Nichts. Versenke dich in was Ruhigeres als das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist. Der verfluchte Satz: Etwas kann nicht zu nichts werden! Und ich bin etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer, alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault.“

Vielleicht schwellt diese Worte noch ein Rest von jugendlichem Pathos, das sich Büchner sonst verbietet. Erschütternder als das offene Bekenntnis ist die Langeweile Dantons, sein Ekel am Alltäglichen, am Aufstehen und zu Bette gehen, am Schreiten, immer einen Fuß so vor den andern, ohne Absehn, seine große Müdigkeit — er könnte sich mit einigen Worten vom Tode retten. Doch was lohnt's? — „Er will sich lieber guillotiniert lassen als eine Rede halten.“

Verstörender ist Lenzens innerliches Sterben und Erkalten, diese Seele ohne Liebe, ohne Haß und ohne Hoffnung, die sich selber wie ein Traum scheint und mit fremden Lauten spricht. Wir entsinnen uns Hölderlins beklemmender Bitte „An die Hoffnung“:

„Wo bist du? Wenig lebt' ich. Doch atmet kalt
Mein Abend schon. Und stille, den Schatten gleich
Bin ich schon hier; und schon gefanglos
Schlummert das schauernde Herz im Busen.“

Entsetzlicher ist endlich jenes Leiden an der trägen Zeit, mit dem der „Wohzede“ gleich beginnt:

„Hauptmann auf einem Stuhl; Wohzede rasiert ihn.

H a u p t m a n n: Langsam, Wohzede, langsam; eins nach dem andern! Er macht mir ganz schwindlig; was soll ich denn mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut zu früh fertig wird? Wohzede, bedenk' er, Er hat noch seine schöne dreißig Jahr zu leben, dreißig Jahr! macht 360 Monate, und Tage, Stunden, Minuten! Was will er denn mit der ungeheuren Zeit anfangen? Teil Er sich ein, Wohzede!

W o h z e d e: Jawohl, Herr Hauptmann!“

Tiefer hat kein deutscher Dichter die lähmende Macht des Nichts verspürt. Und es will uns scheinen, Büchner habe gewußt, daß diese Nichtigkeit nicht sein besonderer Fluch sei, sondern von nun an das unentrinnbare Schicksal jedes rechtschaffenen Geistes. Denn die Götter waren tot, und Götzen betete er nicht an.

Wir mögen uns zu diesem Nihilismus stellen, wie wir wollen, mögen ihn als Unerforschlichkeit bewundern oder vor ihm flüchten als vor einem Dämon — eines müssen wir bekennen: Daß nur in der unheimlichen Freiheit, die das Nichts gewährt, Büchners unbegrenzter Reichtum an Gesichten möglich war, dieses Werk, das seines sehr bescheidenen Umfangs ungeachtet, durchaus uner schöp flich scheint, und sich in jedem, der es ansieht, wieder anders spiegeln wird.

Wo ein Glaube ist und noch ein göttlicher Sinn des Seins besteht, da wird die Welt nur so erfasst, wie sie sich dem Glauben fügt. Was sich nicht fügt, scheidet aus. So sehen wir bei Goethe etwa, wie das Bild der Welt in ihm an Reichtum und an Weite verliert, je mehr sein Glaube an die Ruhe alles Seins in Gott sich festigt. Wenn der junge Goethe noch dem Ungeheueren offen war und Mächte und Gestalten sah, von deren Wesen er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, so hat der ältere Goethe alles Ungeheure abgewehrt, alles, was den schwer errungenen Glauben hätte brechen müssen. „Als er zu hoch hinauf in die kalte Region hineingeriet, wo das Blut zu gefrieren anfängt,“ kehrte er um, wie Hebbel sagt. So ist denn seine Welt in Ordnung, hold begrenzt und klar faßlich von einer göttlichen Mitte aus, die alle Teile zusammenhält und nichts aus ihrem Kreis entläßt.

Georg Büchners Welt dagegen ist durchaus nicht klar und faßlich, nicht von einer göttlichen Mitte aus gegliedert und organisiert. Sondern diese Welt ist grund- und ziellos, aber deshalb unermesslich; in das Heiligste hinauf und ins Verruchteste hinab gilt alles gleich, ist alles in denselben fahlen Schein der Nichtigkeit zusammengedrückt: Danton, der genialische Held und das schmierige, gierige Volk; Luciles, der Gattin Desmoulins irre Klage um die Menschheit und das Gegröhl des Henkersknechts; Lenz, der Gottesleugner, der sich im Brunnen ersäufen will und die Sünde wider den heiligen Geist begeht, und Oberlin, der fromme Pfarrer; der blöde König Peter und Leonces launischer Müßiggang; der Jammer und die Kälte und die namenlose Angst im „Woyzeck“: da ist kein Ansehen der Person, nichts gemeiner oder edler, höher oder niedriger, gegründeter oder bodenloser; sondern in einer beinahe übermenschlichen Gleichgültigkeit, als wär' er nicht auch von dieser Welt, stellt der Dichter alles hin. Das Laster ist der Schmach entkleidet und die Tugend der Würde entblößt. Christus hat nur wenig vor der Grifette Marion voraus. Langeweile ist der Ursprung alles dessen, was geschieht. Jeder flüchtet vor dem Nichts und zeichnet seine Spur ins Leere, um dem Grauen zu entgehen.

Wenn im ersten Werk, in „Dantons Tod“, der junge Dichter den Verdacht gegen alles, was da gilt, und was da anerkannt ist, noch zu eifrig ausspricht und sich aus der Skepsis ein Programm macht, wenn es ihn noch reizt, als Störefried der menschlichen Gesellschaft und enfant terrible aufzutreten, so ist im „Woyzeck“ das vorbei. Da spricht er selber nicht mehr mit; das ist nichts mehr als das unbegreifliche, undeutbare Dasein. Niemand weiß, warum, wozu. Es ist. Es lacht und ängstigt sich und liebt und haßt und zeugt und mordet, kauert sich zusammen oder stiebt ins Leere auseinander, pußt sich auf und sinkt ins Grab und geht ins Nichts, woher es kam.

In dieser Schöpfung einer ganz sich selber überlassenen Welt, dieser Erde ohne Himmel nähert Büchner sich von fern dem größten dramatischen Dichter Shakespeare, der eine freilich ungemein viel reichere Fülle von

Menschlichkeit mit derselben grenzenlosen Freiheit, mit demselben Verzicht auf jede Lösung angeschaut hat.

Wenn aber der Dichter selbst auf eine Lösung und einen Sinn verzichtet, so finden wir seine Menschen immerzu um einen Sinn bemüht, um einen Rahmen ihres Daseins, eine Würde, einen Glanz, um dessentwillen das Leben als schön und groß und wertvoll gelten könnte. Vielleicht ist eben dies am meisten erschütternd in Georg Büchners Werk, wie er uns das Gitle solcher Bemühung einzuprägen weiß, den Hohn, daß alles in der Welt den Menschen mit einer Bedeutung äßt, daß es ringsum raunt und flüstert wie von göttlichem Geheimnis, wo dem feineren Ohr nur das Gelächter des Nichts entgegenschallt.

Einzig in der Komödie fällt die Mühe um den Sinn dahin. „Leonce und Lena“ ist in jeder Zeile deshalb so ergötzlich, weil der aussichtslose Kampf hier gänzlich aufgegeben wird und eine weise Faulheit sich noch an sich selbst vergnügen kann, an ihrem Gähnen und Sich-Mekeln, einem Wortspiel, das der Zufall des Gesprächs gerade beschert, an Seifenblasen und Wolkengebilden einer müßigen Phantasie und an der Torheit der andern, die da meinen, laufen und schwitzen zu müssen, da doch alles belanglos ist.

Ebenso ist Danton über den aussichtslosen Kampf hinaus, freilich nicht als spielender Narr, sondern als spielende Elementarkraft, deren Muße furchtbar wird. Aber Simon, der Souffleur, und die anderen Bürger von Paris bemühen sich grotesk um Würde, legen sich römische Namen bei, zitieren Cicero und Cassius und sammeln ihren Unrat im Gefäß antiken Heldentums. Die Opfer der Guillotine fahnden im letzten Augenblick, zähneklappernd, in ihrem Kopf nach einem Spruch, der ihnen vielleicht den Ruhm gewährte, in stoischer Haltung gestorben zu sein. Und über dem namenlosen Entsetzen, dem Blut und der wütesten phallischen Lust arbeitet Robespierres Gehirn und entwickelt in einer eisigen Logik den Sinn des Schreckens, der Despotie der Freiheit gegen die Tyrannei.

Venz in seinem verdämmernden Geist hat noch ein Ahnen von Magie, meint, der wundertätigen Kraft des Erlösers selber mächtig zu sein und möchte die Welt verwandeln und die Toten erwecken, erhebt sich und spricht: „Steh' auf und wandle!“ Aber die Tote rührt sich nicht; die Welt verharrt. Denn der Geist und der Körper wissen gar nichts voneinander, der eigene nicht, geschweige denn ein fremder. Da träumt der Geist von Güte, Größe, Wundern der Unendlichkeit; und da ist eine Masse Fleisch, fühlt sich an und ist sehr seltsam.

Alles aber übertrifft zuletzt noch die Gestalt des Wozzeck. Dieser Soldat, der in der Kaserne den Dienst versieht und den Hauptmann rasiert, Objekt eines wissenschaftlichen Experiments — er darf nur Erbsen essen, man will sehen, was dabei herauskommt —, der nicht tugendhaft sein kann, weil er kein Geld hat und weil ihm „die Natur kommt“ — so widerlich drückt er sich aus —, dieser Mensch mit dem harzigen Namen ist die

dumpfste Kreatur, die ein Dichter je auf die Bühne gestellt hat. Und doch ist er nicht dumpf genug, um ganz nur wie ein Tier zu sein. Denn da sind Gesichte am Himmel, Geräusche im Wald, die etwas bedeuten; und in den hündischen Augen malt sich ein verschwommenes Bild der Welt und dämmert eine Ahnung, es könnte vielleicht an allem etwas sein. Und was ihm das Bittern beibringt, seinen Puls beschleunigt und ihn blaß macht, sind wahrhaftig nicht die Erbsen, sondern es ist der Schmerz um die Liebste, die ihn betrogen, ist Liebe und Haß, ein menschlich Gefühl. So geht er hin und sticht der Marie das Messer ins Herz. Und wie er das Messer in den Leich wirft und dann selbst ins Wasser schreitet, da sehen wir die Kreatur, der ihre Verirrung ins Bewußte, Bedeutsame übel bekommen ist, die nun lieber wieder sein will wie die Steine, wie Schlamm und Moor. Das ist unsäglich schmerzhaft. Und der Raum, in dem sich alles abspielt, der Kasernenhof und die Jahrmarttsbunde mit dem astronomischen Pferd, der stolzierende Tambourmajor, der nichtige Scharfsinn des Doktors, das „Wahrlich, ich sage euch . . .“, des betrunkenen Handwerksburschen im Wirtshaus, die Sündenqual und die feiste Gemeinheit: ich wüßte nichts, worin die Ohnmacht der Menschheit, ihr ganz vergebliches Ringen um einen Sinn grauenhafter fühlbar würde. Goethes schönes Menschenbild, wo alles Sinnliche ein Zeichen des Geistes ist und aller Geist sich sinnlich ausprägt, diese holde Einheit bricht hier auseinander: Da bleibt die dumpfe Natur zurück, und dort flattert der Geist, die Seele heimatlos in den Winden der Nacht.

Die Wörterbücher der Literaturgeschichte, die aus den Werken Goethes und Schillers zusammengestellt worden sind, lehren uns, daß in der Tragödie eine Versöhnung stattfinden müsse. Wir suchen nach einer Versöhnung. Aber in „Dantons Tod“ triumphiert der Schrecken. Lenz wird im Wahnsinn ganz verdämmern. Der „Woyzeck“ hört auf bei der beruflichen Genugtuung des Polizisten:

„Ein guter Mord, ein echter Mord, ein schöner Mord. So schön, als man ihn nur verlangen tun kann. Wir haben schon lange so keinen gehabt.“

Büchner ist ein tragischer Dichter von jener äußersten Grausamkeit, die Goethe als tödlich empfunden hat. Goethe hätte ihn gewiß ebenso beiseitegedrängt, wie er Kleist beiseitedrängte. Denn Goethe hat das Leben geliebt und um des Lebens willen auf die letzten Folgerungen verzichtet. Büchner aber wollte die Wahrheit und gab um der Wahrheit willen alles auf, was das Leben lebenswert macht. Er hat die Dinge so unerbittlich angesehen und durchschaut, bis er auf das ewig sinnlose Nichts in ihrer Tiefe stieß. So können wir uns an Büchner nicht erbauen und ihn nicht als Trost in Stunden der Angst und Müdigkeit lesen. Wenn sich aber unser Geist in allzu bequemer Sicherheit wiegt, wenn der Gott im Menschen altert und das heilige Ungenügen an allem Bestehenden in uns nachläßt, dann müssen wir zu Büchner greifen und uns wieder von den Schauern seiner Welt erschüttern lassen und die Unerforschlichkeit lernen, welche der ruhige Tag zermürbt.

Die Klage um den frühen Tod des Dichters wird wohl nie verstummen. Was aber in dem Kranken vorging, glauben wir zu erraten aus den Worten, die er nach einer Fiebernacht mit ruhiger, erhobener, feierlicher Stimme sprach:

„Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig. Denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein.“

Wir wissen, dieser Gott heißt, als die allertiefste Ruhe, das Nichts. Büchner hat den Tod gewollt. Und es will uns scheinen, als enthalte der „Wohzef“ schon zu viel an ganz verstörenden Gesichten, als daß ein Mensch nach einer solchen Schöpfung noch länger zu leben vermöchte.

Eine Gleichgewichtsstörung.

Gedanken zur außenpolitischen Meinungsbildung.

Von * * *

I.

Außenpolitische Fragen sind im Augenblicke bei uns ziemlich im Vordergrund. Das Zusammentreffen Hitler-Schultheß war eines der Ereignisse, das unsere Außenpolitik bewegte. Dazu kam die Neutralitätsdebatte im Nationalrat, die in eine Art Rundgebung auslief, durch die klar wurde, daß dieses Thema in der öffentlichen Auseinandersetzung noch zu reden geben dürfte. Auf jeden Fall aber ist es nicht ganz abwegig, wenn hier eine Seite des außenpolitischen Problems der Schweiz betrachtet sein soll, nämlich die Meinungsbildung, wie sie in der Tagespresse erfolgt. Das Thema ist ja ziemlich weitschichtig und, ganz offen herausgesagt, auch ziemlich heikel. Im folgenden soll eine Frage besonders herausgegriffen sein, die sich aus Material ergeben hat, das in den letzten zehn Wochen gesammelt wurde; nicht zusammengetragen wurde in der böswilligen Absicht, eine vorgefaßte Meinung beweisen zu wollen. Vielmehr ereigneten sich einige Fälle, die zum Nachdenken geradezu zwingen mußten, weil diese Fälle nicht zufällig waren.

Bevor wir auf sie eingehen, seien einige Worte zum Grundsätzlichen gesagt. Gewiß, die Schweiz kennt nur eine Außenpolitik, die Neutralität. Neutral sein heißt indessen nicht gleichgültig sein gegen die Vorgänge im Ausland. Für uns Schweizer, die wir dermaßen eingeklemt sind in die Kraftfelder der großen Politik, ist es erst recht bedeutsam, daß wir die Ereignisse jenseits unserer Grenzpfähle aufmerksam verfolgen. Da wir uns aber obendrein eine Demokratie nennen, ist es von größter Wichtigkeit, daß wir